

Gunther Wenz (Hg.)

Heilung und Lebensheil im Angesicht des Todes



EUGEN-BISER-LECTURES

BAND 2

V&R

V&R Academic

Eugen-Biser-Lectures

Herausgegeben im Auftrag der
Eugen-Biser-Stiftung



von Gunther Wenz

Band 2

Vandenhoeck & Ruprecht

Gunther Wenz, Heilung und Lebensheil im Angesicht des Todes

Heilung und Lebensheil im Angesicht des Todes

Herausgegeben von
Gunther Wenz

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-56021-2

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

© 2015, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen/
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der
vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Satz: Konrad Tritsch GmbH, Ochsenfurt
Druck und Bindung: Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorwort	7
<i>Gunther Wenz</i> Zur Einführung	9
<i>Eugen Biser</i> Auf dem Weg zu einer therapeutischen Theologie Gedanken zur Wiedergewinnung einer verlorenen Dimension	17
<i>Dietrich von Schweinitz</i> Wo ist Gott im OP und am Krankenbett?	27
<i>Bernd Deininger</i> Heilung durch Beziehung	39
<i>Stefan Koriath</i> Zeit und Recht	51
<i>Martin Thurner</i> Das Rätsel des Todes als Ursprung des Denkens Die Lebens-Philosophie des Vorsokratikers Heraklit	65
<i>Karl Schlemmer</i> Zeugnis vom heilenden Gott	75
<i>Friedhelm Hartenstein</i> Die Auferstehung und das Leben (Johannes 11) Predigt im Universitätsgottesdienst am 15. Juni 2014, St. Markus, München	89
<i>Gunther Wenz</i> Advent Jesu Christi Fallstudien zum Ansatz christlicher Eschatologie	95

Gunther Wenz

Vollendung in Gott

Grundzüge christlicher Eschatologie 117

Autoren 135

Die Eugen-Biser-Stiftung 138

Vorwort

„Wenn ein Mensch im hohen Alter von 96 Jahren stirbt, gehört sein Lebenswerk in der Regel der Vergangenheit an. Auf Eugen Biser trifft das nicht zu! Sein Schaffen war von Anfang an in die Zukunft gerichtet, es hat im Laufe seines Lebens zunehmend an Bedeutung gewonnen und kann heute höchste Aktualität beanspruchen.“ Mit diesen Worten eröffnet Richard Heinzmann seinen Nachruf auf den am 25. März 2014 verstorbenen Professorenkollegen und Freund, dem er im Laufe der Jahre zu einem unverzichtbaren Dialogpartner geworden war.

Eugen Biser, im letzten Jahr des Ersten Weltkrieges geboren, wurde Zeuge eines Jahrhunderts, dessen extrem wechselvolle Geschichte und dessen rasante kulturelle, gesellschaftliche und technische Wandlungen er stets im Modus der Zeitdiagnose begleitete. Die Ambivalenz alles Menschlichen, die in den von ihm in Zeitzeugenschaft erlebten Entwicklungen dramatisch zutage tritt, war auch der Ausgangspunkt seines religionsphilosophischen Denkens und Wirkens als Professor und Seelsorger. Er kannte die ungeahnten Möglichkeiten des Mensch-Seins, war sich aber auch der steten Gefährdung des Menschlichen durch (selbst-)destruktive Tendenzen bewusst. Die paradoxe Wirklichkeit menschlichen Lebens versuchte er durch eine Existenzanalyse zu erhellen: Gerade der Reichtum an Möglichkeiten lässt den Menschen auch vor sich zurückschrecken und versetzt ihn in eine lähmende Angst. In der Befreiung von dieser Lebensangst sah Biser die anthropologische Grundbedeutung des Christentums. Unermüdlich war er bestrebt, in Büchern, Vorlesungen und Predigten, die Theorien des Denkens auf die Lebenswirklichkeit zu beziehen.

Ganz in diesem Sinne begründete und leitete er an seiner Münchener Universität 1987–2007 das Seniorenstudium. Es sollte auch oder u. a. ein Forum werden, in welchem die Ergebnisse der akademischen Forschung auf existenzielle Fragen bezogen werden. Als solches entfaltete es seine Wirkung auch weit über den Seniorenkreis hinaus. Zur Fortsetzung dieses Anliegens wurde vom Evangelisch-Theologischen Kollegen im Stiftungsrat der Eugen-Biser-Stiftung, Prof. Dr. Dr. h.c. Gunther Wenz, die Reihe der „Eugen-Biser-Lectures“ an der Universität München konzipiert, die vom Seniorenstudium in Kooperation mit der Eugen-Biser-Stiftung durchgeführt wird. Es geht dabei nicht darum, Eugen Bisers Denken museal zu pflegen, sondern seinem Ansatz Zukunft zu geben, eine in jeder Zeit neu zu unternehmende Existenzanalyse in

dialogischer Offenheit vorurteilsfrei zu wagen. Die Beiträge des nun vorliegenden zweiten Bandes der „Eugen-Biser-Lectures“ mögen Anregung und Anlass zur Hoffnung dafür sein, dass Bisers Grundanliegen Zukunft hat!

Die Eugen-Biser-Stiftung dankt an erster Stelle Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Gunther Wenz, für die Konzeption und Organisation der Vortragszyklen sowie in seiner Funktion als Herausgeber und Autor des vorliegenden Bandes. Den beteiligten Autoren danken wir für ihren Vortrag und für die uns überlassenen überarbeiteten Manuskripte. Zudem gilt unser Dank unserer wissenschaftlichen Mitarbeiterin Frau Dr. Katja Thörner für die redaktionelle Bearbeitung sowie dem Verlag Vandenhoeck & Ruprecht für die freundliche Unterstützung bis hin zur Drucklegung des Bandes.

München, im September 2014

Prof. Dr. Martin Thurner
Mitglied im Stiftungsrat
der Eugen-Biser-Stiftung

Prof. Dr. Elisabeth Weiß
Direktorin des Zentrum Seniorenstudium
Ludwig-Maximilians-Universität München

Gunther Wenz

Zur Einführung

Unter den vielen Menschen, die Jesus nach seinem Besuch beim Synagogenvorsteher Jairus und seinem sterbenskranken Töchterlein folgten und sich um ihn drängten, war nach Mk 5,25 f. „eine Frau, die schon zwölf Jahre an Blutungen litt. Sie war von vielen Ärzten behandelt worden und hatte dabei sehr zu leiden; ihr ganzes Vermögen hatte sie ausgegeben, aber es hatte nichts genutzt, sondern ihr Zustand war immer schlimmer geworden.“ Diese nicht unalltägliche Erfahrung gibt es also schon im biblischen Kontext: Da sucht jemand, von einer chronischen Krankheit geplagt, nicht nur einen, sondern eine Unzahl von Ärzten auf, aber die Heilkundigen können nicht helfen, sondern machen das Leiden eher noch schlimmer. Der ganze quälende Aufwand war unnütz bzw. von Nutzen nur für das Einkommen der Mediziner und -frauen, wohingegen der Patient nicht nur leer ausgeht, sondern sich um sein ganzes Vermögen gebracht sieht. Der Kontrast zu Jesus ist auffällig und gewollt: Der Heiland heilt allein, augenblicklich, durch bloße Berührung, nachhaltig und gratis, umsonst, aber nicht vergebens, sondern auf Glauben hin, der den ganzen Menschen heil macht: „Meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen. Geh in Frieden! Du sollst von deinem Leiden geheilt sein.“ (Mk 5,34)

Artgeschichten gibt es mehrere in der Bibel. Da befällt, um ein alttestamentliches Beispiel zu geben, den jüdischen König Asa im neununddreißigsten Jahr seiner Regierung ein heftiges Beinleiden. Doch statt den Herrn, seinen Gott, um Hilfe zu bitten, sucht er, wie es im zweiten Buch der Chronik heißt (2. Chr 16,12), Ärzte auf. Wenig später ist der König tot. „Asa entschlief zu seinen Vätern; er starb im einundvierzigsten Jahr seiner Regierung.“ (2. Chr 16,13) Aus Asas baldigem Hinscheiden zu folgern, die Bibel halte generell wenig oder gar nichts von ärztlicher Kunst, wäre indes übereilt. Pauschalkritik am öffentlichen Gesundheitswesen wird nicht geübt. Man lese, um sich zu überzeugen, etwa das 38. Kapitel des Weisheitsbuches Jesus Sirach, wo es im 1. Vers heißt: „Schätze den Arzt, weil man ihn braucht; / denn auch ihn hat Gott erschaffen.“ Vorangestellt sind einige diätetische Maßregeln, die auch heute nichts an Aktualität eingebüßt haben:

Mein Sohn, prüfe dich in deiner Lebensweise, / beobachte, was dir schlecht bekommt, und meide es! / Denn nicht alles ist für alle gut, / nicht jeder kann jedes wählen. / Giere nicht nach jedem Genuß, / stürz dich nicht auf alle Leckerbissen! / Denn im Übermaß

des Essens steckt die Krankheit, / der Unmäßige verfällt heftigem Erbrechen. / Schon viele sind durch Unmäßigkeit gestorben, / wer sich aber beherrscht, verlängert sein Leben. (Jesus Sirach 37,27–31)

Darauf, wie gesagt, folgt das Lob der Ärzte. Um nur einige zusätzliche Verse zu zitieren: „Durch Mittel beruhigt der Arzt den Schmerz, / ebenso bereitet der Salbenmischer die Arznei, / damit Gottes Werke nicht aufhören / und die Hilfe nicht von der Erde verschwindet.“ (Jesus Sirach 38,7 f)

Wenn es schlecht um seine Gesundheit bestellt ist, soll sich der Mensch zwar in erster Linie an Gott wenden, dann aber auch dem Arzt Zutritt zu seinem Krankenlager gewähren: „Er soll nicht fernbleiben; denn auch er ist notwendig. / Zu gegebener Zeit liegt in seiner Hand der Erfolg; / denn auch er betet zu Gott, / er möge ihm die Untersuchung gelingen lassen / und die Heilung zur Erhaltung des Lebens.“ (Jesus Sirach 38,12b–14) Noch auf einen wichtigen Wink sei hingewiesen, den Jesus Sirach im 38. Kapitel seines Weisheitsbuches gibt. Im 5. Vers lesen wir folgende rhetorische Frage: „Wurde nicht durch ein Holz das Wasser süß, / so daß Gottes Macht sich zeigte?“ Der Bibelkundige weiß, dass hier auf eine Episode aus dem Exodusbuch angespielt wird. Das Volk Israel war unter der Führung von Mose aus Ägypten ausgezogen, hatte gerade das Schilfmeer hinter sich gelassen, um in Richtung des gelobten Landes die Wüste Schur zu durchqueren.

Drei Tage waren sie in der Wüste unterwegs und fanden kein Wasser. Als sie nach Mara kamen, konnten sie das Wasser von Mara nicht trinken, weil es bitter war. Deshalb nannte man es Mara (Bitterbrunnen). Da murrte das Volk gegen Mose und sagte: Was sollen wir trinken? Er schrie zum Herrn, und der Herr zeigte ihm ein Stück Holz. Als er es ins Wasser warf, wurde das Wasser süß. Dort gab Gott dem Volk Gesetz und Rechtsentscheidungen, und dort stellte er es auf die Probe. Er sagte: „Wenn du auf die Stimme des Herrn, deines Gottes, hörst und tust, was in seinen Augen gut ist, wenn du seinen Geboten gehorchst und auf alle seine Gesetze achtest, werde ich dir keine der Krankheiten schicken, die ich den Ägyptern geschickt habe. Denn ich bin der Herr, dein Arzt.“ (Ex 15,22b–26)

„Ich bin der Herr, dein Arzt.“ Damit ist der für unser Thema entscheidende Grundsatz ausgesprochen und zwar vom Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs selbst. Dieser ist zuallererst ein Gott der Gerechtigkeit, aber er ist auch und nicht zuletzt ein ärztlicher Heiland. Er schafft dem Unrecht Leidenden Recht, indem er die Ungerechtigkeit richtet; aber er hilft zugleich dem Hinfalligen auf, um ihn aus dem Staub zu erheben und seine Gebrechen zu heilen. „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken“, sagt Jesus im 31. Vers des 5. Kapitels des Evangeliums nach Lukas (vgl. Kol 4,14) anlässlich der unwilligen Frage von Pharisäern und Schriftgelehrten, warum er mit gesetzeswidrigen und ungerechten Zöllnern verkehre, um hinzuzufügen: „Ich bin gekommen, die Sünder zur Umkehr zu rufen, nicht die Gerechten.“ (Mk 5,32) Mit seiner Sendung zum Heil der Sünder und der Kranken stieß Jesus

nicht nur in seiner Heimat auf Ablehnung. Zwar zollte man ihm anfangs Beifall. Aber sogleich wird die skeptische Frage laut: „Ist das nicht der Sohn Josephs? Da entgegnete er ihnen: Sicher werdet ihr mir das Sprichwort vorhalten: ‚Arzt, heile dich selbst!‘“ (Lk 4,22 f) Lesen Sie selbst nach, was folgt. Die Szene endet im Tumult, man treibt Jesus aus Nazareth hinaus, um ihn einen Bergabhang hinabzustürzen. „Er aber schritt mitten durch die Menge hindurch und ging weg.“ (Lk 4,30)

„Ein Arzt ist uns gegeben, / der selber ist das Leben“, heißt es in der vierten Strophe des Liedes „Nun laßt uns Gott dem Herren / Dank sagen und ihn ehren“ (Evangelisches Gesangbuch 320). Gemeint ist Jesus Christus, der von der christlichen Gemeinde als Heiland von Leib und Seele besungen wird. Auch der im Sohn als Vater offenbare allmächtige Gott wird als „Arzt und Wundermann“ (EG 372,3) angefleht und gepriesen, der sich der Kranken annimmt, sie auch im Sterben und Tod nicht verlässt, sondern ihnen in der Kraft seines Hl. Geistes das ewige Leben zu geben verspricht. Von daher hat es seine Richtigkeit, wenn man das Christentum eine therapeutische Religion nennt, in deren Zentrum der Glaube an göttliche Versöhnung der Seele und Erlösung von allen Übeln steht. Näheres hierzu kann beispielhaft Eugen Bisers „Überlegungen zu einer therapeutischen Theologie“ entnommen werden, die in dem Sammelband „Humane Medizin aus christlicher Sicht“ publiziert worden sind.¹

„Kann der Glaube heilen?“, fragt Biser. Die bejahende Antwort, die er hierauf gibt, bezieht sich nicht nur und nicht zuerst auf äußere Übel so schlimm diese auch sind, sondern auf die innere Not des Menschen, der nicht nur an körperlichen Gebrechen, sondern unter Seelenängsten leidet, die das Innerste seiner Existenz betreffen. Steht fest, schreibt Biser, „dass der heutige Mensch am Faktum seines Daseins leidet, ist auch schon die Frage nach seiner Ansprechbarkeit für das Christentum entschieden. Dann muss ihm hier, in seinem Selbsterwürfnis, geholfen werden, wenn er für die christliche Heilsverheißung wieder zugänglich werden soll.“²

Therapeutische Theologie hat vorzugsweise im Inneren anzusetzen, nämlich bei demjenigen, was Biser „Selbsterwürfnis“ nennt, was man aber auch mit Martin Luthers Begriff menschlichen „Insichverkehrtseins“ umschreiben könnte, um von Innen heraus Heilung zu erwirken. Das Herzstück therapeutischer Theologie „besteht in der gedanklichen und sprachlichen Vergewärtigung jener Hilfe, auf die gerade der in einem konstitutionellen Selbsterwürfnis begriffene Mensch dieser Zeit angewiesen ist“³. Nicht darum kann es zu tun sein, „einen Grenzstreit mit der wissenschaftlichen Medizin

1 BISER, EUGEN, Kann Glaube heilen? Überlegungen zu einer therapeutischen Theologie, in: Humane Medizin aus christlicher Sicht. Kann Glaube heilen?, hg. v. der Katholischen Akademie Hamburg, Hamburg 1989, 33–59.

2 Ebd., 41.

3 Ebd., 51 f.

vom Zaun zu brechen, um etwas von den Kompetenzen zurückzugewinnen oder gar Einfluss auf ihre Behandlungsmethoden zu nehmen⁴. Grenzüberschreitungen dieser und ähnlicher Art wird sich therapeutische Theologie, die einen rechten Begriff ihrer selbst hat, nicht zuschulden kommen lassen. Zwar wird sie sich auch das leibliche Wohl des Menschen angelegen sein lassen, weil der Leib untrennbar zum Menschsein des Menschen gehört. Aber ihre genuine Sorge gilt zweifellos der menschlichen Seele.

Therapeutische Theologie ist seelsorgerliche Theologie. Sie ist Einweisung in die, mit Kierkegaard zu reden, Kunst, sich mit den Angstvollen auf tröstende Weise zu ängstigen und Mitleid zu haben mit den Leidenden, welches diese nicht weiter niederdrückt, sondern erbaut und erhebt. Am besten wird seine Seelsorge nach Bisers Urteil dann gelingen, „wenn der therapeutische Theologe die Spur der biblischen Heilungsgeschichten aufnimmt und in tröstender, bestätigender, gegebenenfalls aber auch aufklärender Weise zum Kranken spricht. Mit seinem Trost wird er den Vereinsamten und Verzagenden aufrichten, mit seinem bestärkenden Zuspruch seinen Lebenswillen zu stimulieren suchen. In nicht wenigen Fällen wird es aber auch darum zu tun sein, den Kranken zu einem versöhnten Abschied vom Leben zu bewegen, anstatt ihn, wie es vielfach geschieht, über die Nähe des Todes hinwegzutäuschen. In allen diesen Fällen geht es letztlich um die Akzeptanz der Krankheit, die freilich je nach Krankheitsbild ganz unterschiedliche Formen, angefangen von der kämpferischen Auseinandersetzung mit ihr bis hin zur stillen Ergebung, annehmen kann.“⁵

Eugen Biser hat Zeit seines Lebens nach Wegen zur Wiedergewinnung der therapeutischen Dimension der christlichen Religion und ihrer Theologie gesucht. Dass er fündig geworden und neue Bahnen eröffnet hat, davon zeugen zahllose Texte und sein Werk insgesamt. Ein thematisch besonders charakteristischer Beitrag wurde bereits zitiert, ein weiterer ist vollständig wiederabgedruckt worden, um als Leitartikel des vorliegenden Sammelbandes zu fungieren. Erstmals erschienen ist der Text im März 1987 in der ersten Nummer des 38. Jahrgangs der im Echter-Verlag Würzburg herausgegebenen Zeitschrift „Lebendige Seelsorge“. Das Heft war demselben Thema wie die im Wintersemester 2012/13 an der Ludwig-Maximilians-Universität durchgeführten Eugen-Biser-Lectures gewidmet mit dem einzigen Unterschied, dass die Reihenfolge der Titelbegriffe umgekehrt wurde.

Wenn nicht von „Heil und Heilung“, sondern von „Heilung und Heil“ die Rede ist, dann aus Klimaxgründen und mit dem Ziel, die Hoffnung auf Heil auch dann nicht fahren zu lassen, wenn keine Aussicht mehr auf Heilung besteht. Mit Biser zu reden: Therapeutische Theologie erstrebt nicht leibliche Heilung und Lebensverlängerung um jeden Preis, sondern will, ohne Krankheit unstatthaft zu verklären, in den Betroffenen und in uns allen Sensibilität

4 Ebd., 54.

5 Ebd., 57.

für die im Leiden verborgenen Erkenntnis- und Sinnpotentiale erwecken. „Denn so sehr sie (sc. die Krankheit) es ‚verdient‘, im Sinn der ärztlichen Bemühung ‚überwunden‘ zu werden, ist sie zuletzt, im menschlichen Lebensganzen gesehen, doch zugleich noch etwas anderes: Einübung in den Tod!“⁶ Es entspricht daher dem Weg und der inneren Konsequenz therapeutischer Theologie, an das Thema von Heilung und Heil dasjenige von Tod und Leben anzuschließen, wie dies in den Eugen-Biser-Lectures vom Wintersemester 2013/14 geschehen ist. Beiträge beider Reihen sind im vorliegenden Sammelband dokumentiert.

Das Programm liefert Eugen Biser mit seinen Gedanken zur Wiedergewinnung der therapeutischen Dimension von Christentum und christlicher Theologie. Dann haben zunächst zwei Ärzte das Wort, die sich medizinisch um Leib und Seele ihrer Patienten mühen, wohl wissend, dass sich beides zwar unterscheiden, nicht aber trennen lässt, weil der Mensch eine psychosomatische Einheit darstellt. Dietrich von Schweinitz, Direktor der Kinderchirurgischen Klinik und Poliklinik der Ludwig-Maximilians-Universität München im Dr. von Haunerschen Kinderspital stellt eine Frage, in der sich unter Umständen die Fraglichkeit einer ganzen Menschenexistenz Ausdruck verschafft: „Wo ist Gott im OP und am Krankenbett?“ Von Heilung durch Beziehung handelt Bernd Deininger, Chefarzt der Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie am Krankenhaus Martha-Maria in Nürnberg.

Die Probleme von Endlichkeit und Befristung des menschlichen Weltenseins sind in der ärztlichen Theorie und Praxis allgegenwärtig. Dass sie auch für den Juristen von elementarer Bedeutung sind, zeigt Stefan Koriath, Ordinarius für Öffentliches Recht und Verfassungsgeschichte an der Juristischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München in seinem Beitrag „Zeit und Recht“. Er beginnt mit einer Reminiszenz an das IX. Buch der Bekenntnisse des Hl. Augustinus und an seine Frage: „Quid est ergo tempus?“, deren Antwort der Kirchenvater selbstverständlich zu wissen meint, ohne sie wirklich geben zu können. Noch weiter zurück in die abendländische Denkgeschichte bewegt sich Martin Thurner, Philosophieprofessor an der Katholisch-Theologischen Fakultät der LMU und künftiger Organisator der Eugen-Biser-Lectures, in seiner Studie über die Lebens-Philosophie des Vorsokratikers Heraklit. Zeitlichkeit und Tod geben Rätsel auf, erweisen sich aber gerade so als Ursprung des Denkens.

Die Thematik von Heilung und Lebensheil im Angesicht des Todes lässt sich nicht abstrakt und in kühler Distanz abhandeln, weil sie einen jeden von uns innerlich berührt und konkret betrifft. Zwei Referenten, die im Rahmen der Eugen-Biser-Lectures WS 2012/13 und WS 2013/14 vorgetragen haben, sind inzwischen gestorben: Karl Schlemmer, emeritierter Professor der katholischen Theologie, und Klaus Schultz, ehemaliger Intendant des Münchener

6 BISER, EUGEN, Auf dem Weg zu einer therapeutischen Theologie. Gedanken zur Wiedergewinnung einer verlorenen Dimension, in: Lebendige Seelsorge 38 (1987), 1–7, hier: 7.

Gärtnerplatztheaters. Das Thema von Prof. Schultz lautete: „Vergangenes Werk – lebendiges Werk. Fragen an die Interpretation“; er konnte die schriftliche und zur Publikation bestimmte Endfassung seines Vortrags nicht mehr erstellen. Die Ausführungen von Prof. Schlemmer liegen hingegen vor: Sie geben bewegendes „Zeugnis vom heilenden Gott“; der Schlussabschnitt ist überschrieben: „Ich weiß mich in Gottes Hand“. Auf dieses Bekenntnis, das dem Evangelium korrespondiert, ist der gesamte Kanon der Hl. Schrift als der Urkunde, Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens angelegt, wie die Predigt bezeugt, die Friedhelm Hartenstein im Universitätsgottesdienst am 15. Juni 2014 in St. Markus, München, zum Thema „Die Auferstehung und das Leben (Joh 11)“ gehalten hat; ihr schriftlicher Text soll auf Wunsch des Autors seine Vorlesung zu Heilung und Heil in biblischer Perspektive im Rahmen der Eugen-Biser-Lectures ersetzen. Hartenstein ist Ordinarius für Alttestamentliche Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Der LMU gehört auch der Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes an, als aktives Mitglied allerdings nur noch bis zum Wintersemester 2014/15. Ich danke Herrn Kollegen Thurner, dass er in Zukunft die Eugen-Biser-Lectures planen und für ihre Publikation sorgen wird. Meine beiden Beiträge zum vorliegenden Sammelband sind den „Letzten Dingen“ gewidmet: Der erste bietet Fallstudien zum Ansatz christlicher Eschatologie, der zweite skizziert Grundzüge derselben. Ich danke allen Mitwirkenden, gedenke in hoher Achtung und Verehrung der verstorbenen Kollegen und schließe mit der Kurzansprache, die ich am Tag der Beerdigung des Mentors und Namensgebers dieser Reihe in der Katholischen Akademie München gehalten habe.

Eugen Biser ist am 6. Januar 1918, dem Epiphaniastag und Fest der Erscheinung Christi geboren; von dieser Welt abberufen wurde er am 25. März 2014, genau drei Monate nach dem 1. Weihnachtsfeiertag, dem Hl. Christfest. Die Kirche gedenkt am 25. März der Ankündigung der Geburt des Herrn und begeht den Tag (wenn er in die Passionszeit fällt nachträglich) als Fest Mariä Verkündigung und zwar gemäß dem Bericht von der Verheißung der Geburt Jesu im 1. Kapitel des Evangeliums nach Lukas. „Der Engel trat bei Maria ein und sagte: Sei gegrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir. Sie erschrak über die Anrede und überlegte, was dieser Gruß zu bedeuten habe. Da sagte der Engel zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria; denn du hast Gnade gefunden. Du wirst ein Kind empfangen, einen Sohn wirst du gebären; dem sollst du den Namen Jesus geben.“ (Lk 1,28 – 31) Neun Monate später ist die durch den Engel überbrachte göttliche Verheißung in Erfüllung gegangen und der Heiland geboren, in dem Gott selbst Mensch wurde und auf die Welt kam, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist: „Fürchtet Euch nicht“, spricht der Engel zu den Hirten auf dem Felde, „denn ich verkündige euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr.“ (Lk 2,10 f)

Die Weihnachtsbotschaft des Engels gilt allem Volk, Herden und Hirten,

also uns allen und nicht zuletzt Eugen Biser, einem Hirten der ganz besonderen Art. Sein priesterlicher, theologischer und mitmenschlicher Hirtendienst hatte ein großes und allumfassendes Motiv: Das in Wort und Tat bekundete Zeugnis von der unbedingten und bedingungslosen Liebe Gottes, die in Jesus Christus in der Kraft des Hl. Geistes für Menschheit und Welt offenbar geworden ist. Es ist ein schönes und bedenkenswertes Zeichen, dass die Anfangs- und Enddaten seines irdischen Daseins, dass sein Leben und Sterben umfassen ist von Advent und Epiphanie der Liebe Gottes in Jesus Christus. Ihre Ankunft wird seine Zukunft sein, ja sie ist es bereits. In meinem Pfarrerskalender steht als Spruch des Tages für den 6. Januar 2014, den 96. Geburtstag von Eugen Biser, das Wort 1. Joh 2,8b: „Die Finsternis vergeht, und das wahre Licht scheint jetzt.“ Beigefügt ist der Schriftlesung für den Epiphaniastag der Lobgesang des Simeon, der das Jesuskind im Tempel in seine alten Arme nimmt und Gott mit den Worten preist: „Nun lässt du, Herr, deinen Knecht, / wie du gesagt hast, in Frieden scheiden. / Denn meine Augen haben das Heil gesehen, / das du vor allen Völkern bereitet hast, / ein Licht, das die Heiden erleuchtet, / und Herrlichkeit für dein Volk Israel.“ (Lk 2,29 – 32)

„Nunc dimittis servum tuum Domine, / Secundum verbum tuum in pace: / Quia viderunt oculi mei salutare tuum, / Quod parasti ante faciem omnium populorum: / Lumen ad revelationem gentium, / Et gloriam plebis tuae Israel.“ Wie Simeon einst hat auch Eugen Biser im Christuskind seinen Heiland entdeckt und den Herrn Jesus im Herzen und auch auf seinen Händen getragen, um ihn als berufener Diener der Kirche vor Gott und der Welt zu bezeugen. Nun hat ihn der Heiland selbst in seine Arme genommen und ihn zu sich gezogen, damit er unvergänglichen Anteil habe am ewigen Leben und der ewigen Liebe Gottes. Eugen Biser war ein wirkmächtiger Prediger der Gotteskindschaft, zu der alle Menschen bestimmt sind. Seiner Gelehrsamkeit war nicht nur nichts Menschliches, sondern auch nichts Kindliches fremd. Er ist bis ins hohe Alter hinein – ja, man kann sagen, je älter er wurde, umso mehr – ein Kind vor Gott gewesen. Was kann man von einem Christenmenschen und Theologen Größeres sagen!

Dem Verstorbenen ist zur Lebensgewissheit geworden, was Paul Gerhardt – auch er ein Menschenkind Gottes der besonderen Art – in einem seiner von Johann Sebastian Bach vertonten Weihnachtslieder so sagt: „Da ich noch nicht geboren war, / da bist du mir geboren / und hast mich dir zu eigen gar, / eh ich dich kannt, erkoren. / Eh ich durch deine Hand gemacht, / da hast du schon bei dir gedacht, / wie du mein wolltest werden.“ (EG 37,2) Nun hat der Herr seinen Diener zu sich genommen, damit er ewig bei ihm sei. Das Jenseits, auf das alles Irdische hinstrebt, ist Eugen Biser zum Diesseits geworden. Requiescat in pace! Eugen Biser, Karl Schlemmer und Klaus Schultz mögen in Gottes Frieden ruhen.

München, im Sommer 2014

Eugen Biser

Auf dem Weg zu einer therapeutischen Theologie¹

Gedanken zur Wiedergewinnung einer verlorenen Dimension

Vorbemerkung

Verglichen mit der Theologie der Väterzeit bietet die Gegenwartstheologie ein ausgesprochen lückenhaftes Erscheinungsbild. Ihr fehlt die Verwurzelung im Glauben des Kirchenvolks und damit die soziale Dimension. Sie wurde im Streben nach methodischer Strenge abstrakt und verlor damit, zusammen mit dem für die Vätertheologie noch so wichtigen Bildbezug die ästhetische Dimension. Und sie behandelt das mit der Gottesoffenbarung gegebene Heil vornehmlich als Lehrstück, so daß ihr schließlich auch die therapeutische Dimension verlorenging. So fehlen ihr im Vergleich zu ihrem ursprünglichen Erscheinungsbild ganze Komplexe; und doch kann man nicht sagen, daß sie aus diesen Einbußen unbedingt „verarmt“ hervorging. Denn immerhin gewann sie jetzt, in ihrer szientifischen Ausformung, die Disputfähigkeit mit den Wissenschaften zurück, die ihr die von Autorität und Tradition emanzipierte Vernunft moderner Prägung streitig gemacht hatte. Man übertreibt noch nicht einmal, wenn man von dem heimlichen „Triumph“ spricht, den sie auf dem Weg zu ihrer modernen Wissenschaftsgestalt errang.

Der Preis des Triumphs

Es gibt unterschiedliche Formen des religiösen Triumphalismus, massive und subtile. Seine subtilste Form erreicht er aber zweifellos im theologischen System. Nicht zu Unrecht hat man die gewaltigen Systementwürfe der Scholastik, der Barocktheologie und der ausgehenden Neuzeit mit Dombauten verglichen. In der konstruktivistischen Entwicklung ihrer Gedanken, in der kunstvollen Zuordnung ihrer Teile und in der vielfältigen Verzweigung ihrer Konsekutionen erinnern sie tatsächlich an die Strebebögen und Gurtbögen mittelalterlicher Kathedralen. Bei aller Bewunderung ihrer kunstvollen Architektur wird man sich aber im Sinn der vor allem von *Kierkegaard* vorgebrachten Systemkritik nicht verhehlen können, daß in ihren gewaltigen Räumen der Mensch – insbesondere der angeschlagene und leidende Mensch

1 Erstveröffentlichung in: Lebendige Seelsorge, 38. Jahrgang, Heft 1, März 1987, 1–7.

– nicht vorkommt. Wie schon in einer Tagebuchaufzeichnung (von 1849) vergleicht der Verfasser der „Krankheit zum Tode“ den Systemdenker mit dem Erbauer eines großen, hochgewölbten Palastes, der es jedoch aus unerfindlichen Gründen vorzieht, nebenan in einem Schuppen oder gar in einer Hundehütte zu hausen. Und er richtet diesen Vorwurf mit derartiger Heftigkeit gegen die Systemphilosophie seiner Zeit, daß der theologische Systemgedanke davon unvermeidlich mitgetroffen ist.

Mit diesem Vorwurf ist die Frage, ob der mit der systematischen Ausgestaltung der Theologie erzielte Gewinn nicht um einen zu hohen Preis erkaufte wurde, bereits bejaht, bevor sie ausdrücklich gestellt wurde. Um so dringlicher stellt sich nunmehr die Zusatzfrage, wie es dazu kam. Ihre Beantwortung ergibt sich aus der dogmengeschichtlichen Tatsache, daß sich der Übergang von der ursprünglichen Verkündigung zur systematisierten Lehre weit dramatischer gestaltete, als es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat. Denn zur Ausbildung der Lehre führte letztlich der große Grabenbruch, der mit dem Tod der Altapostel eingetreten war und in seiner Rückwirkung auch das Glaubensbewußtsein der jungen Christenheit durch das Ausbleiben der sehnsüchtig erwarteten Wiederkunft des Herrn, also durch die „Parusieverzögerung“, zusätzlich vertieft wurde. Mit einem Bildvergleich könnte man auch sagen: Während bei der Ausfahrt auf das Meer der Weltgeschichte das Ufer, an welchem der geschichtliche Jesus mit seinen Aposteln stand, immer weiter in die Vergangenheit zurücktrat, rückte das zunächst in greifbarer Nähe geglaubte Ziel der Wiederkunft Christi und damit die endzeitliche Verwirklichung des Gottesreichs in unabsehbare Ferne. Damit aber geriet der Glaube nicht nur unter den Druck der „Spötter“ aus den eigenen Reihen, die (nach 2 Petr 3,3 f) mit wachsender Skepsis auf die ausbleibende Wiederkunft des Herrn verwiesen, sondern gleichzeitig auch unter den einer kritischen Befragung „von außen“, die sich nicht nur an einzelnen Praktiken – wie etwa derjenigen der Sündenvergebung – stieß, sondern die neue Glaubensform insgesamt in Zweifel zog. Dieser wachsenden Spannung ausgesetzt, entwickelte der Glaube der jungen Gemeinde ein ausgesprochenes Stabilisierungsinteresse. Unter dem Eindruck des zweifachen Verlustes schuf er sich zunächst ein festes Lebensgefüge in Gestalt der hierarchischen Ämterordnung. Vor allem aber verwandelte sich die „narrative“ Verkündigung immer mehr in eine festumschriebene, tradierbare und argumentativ vertretbare Lehre; deutlicher gesprochen: Die Verkündigung wurde festgeschrieben zur Doktrin. Doch worin bestand dann eigentlich der Preis, der mit diesem augenscheinlichen Gewinn, genauer betrachtet, erlegt wurde?

Im Wandel der Vermittlungsformen! Während die paulinische Heilsverkündigung ihr ganzes Vertrauen auf den „Erweis des Geistes und der Kraft“ (1 Kor 2,4) setzte, bemühte sich die Darlegung der neugeschaffenen Lehre vor allem um stichhaltige Beweise, überzeugende Ableitungen und klar umschriebene Formeln. Hatte die am Modell der Predigt Jesu geschulte apostolische Predigt noch das Hauptgewicht darauf gelegt, den Hörern durch ihren

Zuspruch zu unmittelbarer Heilserfahrung zu verhelfen, so verlagerte sich der Schwerpunkt jetzt zusehends auf die Argumentation, die nicht selten eine apologetische Spitze aufwies. In noch stärkerer Vereinfachung könnte man sagen: die Vermittlung geschah nicht mehr durch den Selbsterweis des Wortes, sondern durch die Strenge des Begriffs. Denn nur mit seiner Hilfe konnten die Spötter zum Schweigen gebracht und die Einwände der Kritiker widerlegt werden.

Vom „Helfer“ zum „Herrn“

Dieser Tausch blieb durchaus nicht folgenlos. Mit dem an die Stelle des Wortes getretenen Begriff verhielt es sich vielmehr wie mit den modernen Medien, die sich, wenn auch von den meisten unbemerkt, verändernd auf die von ihnen vermittelten Inhalte auswirken. Demgemäß ließ nun auch die zur Verdeutlichung der Heilsbotschaft eingesetzte Begrifflichkeit die mit ihr gegebenen Wahrheitswerte hervortreten, während ihre ästhetische Leuchtkraft verblaßte und, bedenklicher noch, die ihr eingestiftete Heilkraft verkümmerte. Zwar war nach wie vor von dem durch Jesus gewährten Heil die Rede, doch nicht mehr in Form seiner spontanen Zuwendung, sondern eines „Lehrstücks“, als Gegenstand der „Soteriologie“. Unwillkürlich löste sich damit das „Heil“ auch von der Person seines Spenders ab, so daß es nicht mehr als Ausdruck seiner Selbstzuwendung, sondern mehr als eine von ihm verdiente und vermittelte „Gabe“ verstanden wurde. Das hatte einen tiefgreifenden Wandel in der christologischen „Optik“ zur Folge. Auf die einfachste Formel gebracht, besagt er: der „Helfer“ wurde zum „Herrn“. Wie es sich mit der ursprünglichen Sicht verhielt, läßt eine Stelle aus dem Epheserbrief des Märtyrerbischofs *Ignatius von Antiochien* erkennen, in der Jesus noch ganz in der Perspektive des „Heilbringers“ erscheint; sie lautet:

Einer ist der Arzt,
der Fleisch ist und Geist,
im Tod wahrhaftiges Leben,
sowohl aus Maria als aus Gott, erst leidensfähig,
dann leidentrückt:
unser Herr Jesus Christus (7,2).

Dem entspricht die aus der Frühzeit mehrfach bezeugte Anrufung „Hilf, Christus, du allein bist der Arzt!“ (*Schneider*), die dann allerdings infolge der angesprochenen Perspektivendrehung rasch aus dem altchristlichen Sprachgebrauch verschwindet. Mit verursachend kam dabei zweifellos das sich zunehmend verengende Verständnis der menschlichen Heilsbedürftigkeit ins Spiel. Während sich am „Tisch der Sünder“, denen sich Jesus mit seiner Heilkraft zuwendet, unterschiedslos alle versammeln, die in ihm ihren Retter erkennen, gleichviel, ob ihre Notlage moralisch, sozial oder existentiell be-

dingt ist, hängt sich nunmehr der Begriff der Heilsbedürftigkeit zunehmend auf den Komplex „Sünde“ ein. Davon blieb dann aber auch umgekehrt das Verständnis Jesu nicht unberührt. Auf welches Zielbild hin es sich in der Folge entwickelte, läßt eine Stelle aus dem „*Hirt des Hermas*“, einem Gegenstück zur Johannes-Apokalypse, erkennen, in der dem Seher Christus im Bild eines alles überschattenden Baumes gezeigt und dazu die Erklärung gegeben wird:

Er bedeutet das Gesetz Gottes, das für die ganze Welt gegeben ist. Dieses Gesetz aber ist der Sohn Gottes, der bis an die Grenzen der Erde verkündet wurde. Die Völker in seinem Schatten sind die, welche seine Botschaft hören und an ihn glauben (Sim XIII, 3.2).

Indessen war diese Entwicklung nur konsequent, da die Sünde vornehmlich als Verstoß gegen das göttliche Gesetz begriffen wurde, die als solche den auf den Plan rief, der als einziger die gestörte Ordnung wiederherstellen konnte, weil er der Inbegriff des göttlichen Ordnungswillens ist. Wieweit sich das Christusbild damit dann freilich von seinem neutestamentlichen Ausgangspunkt entfernte, zeigt die von *Kierkegaard* als Mitte des Evangeliums wiederentdeckte „Große Einladung“ (Mt 11,28), in der sich Jesus unterschiedslos allen Bedrückten und Bedrängten zuwendet und ihnen die Ruhe der Lebensgemeinschaft mit ihnen verheißt, oder auch die resümierende Stelle des Matthäus-Evangeliums, die das Heilswirken Jesu mit dem alttestamentlichen Verheißungswort erläutert: „Das geknickte Rohr bricht er nicht, den glimmenden Docht löscht er nicht“ (Mt 12,20). Während hier der Heilbringer noch buchstäblich in seiner Heilstat aufgeht, bringt ihn die angesprochene Entwicklung in eine immer größere Distanz zu ihr. Sie wird, wie es der Beseitigung des Notstands „Sünde“ entspricht, zur Frucht seines Erlösungswerkes und seiner dadurch erworbenen Verdienste, während er seinerseits als „Urheber“ des von ihm gewirkten Heils und, wie es dann schließlich der berühmte *Guardini*-Titel sagt, zum „Herrn“ seiner Heilsgemeinde wird. Rechtliche, lehrhafte und nicht zuletzt auch „hierarchische“ Gesichtspunkte treten damit gegenüber den ursprünglich mystischen in den Vordergrund. Wie aber schlug sich dieser Wandel auf die Verkündigung nieder?

Von der Bezeugung zum Beweis

Mit Sicherheit darf man davon ausgehen, daß die ältesten Berichte über das Heilswirken Jesu, die „Wundergeschichten“ also, in der Absicht erzählt wurden, durch sie etwas von der in ihnen geschilderten Heilsmacht aktuell erleben zu lassen. Wie die wunderbar Geheilten selbst sollten auch die Hörer der Berichte, allen voran die Kranken und Leidenden unter ihnen, etwas von der heilenden und aufhelfenden Vollmacht Jesu an sich erfahren. Wie sie sogar noch in ihrer endgültigen Gestaltung erkennen lassen, waren sie so struk-

turiert, daß sich der Hörer von der Heilszusage Jesu mitbetroffen fühlen sollte. Der Empfänger des Wunders stand somit stellvertretend für den Adressaten der Wunderberichte. In dem durch Jesu Wort und Hilfe Geheilten war er gemeint. Darin trat schon durch die literarische Fixierung ein einschneidender Wandel ein. Denn die Eigengesetzlichkeit der Textualität brachte es mit sich, daß die Berichte nicht mehr in der ursprünglichen Weise auf den Adressaten hin „durchlässig“ blieben. In ihrer literarischen Gestalt wurden sie zu Berichten „über“ etwas, das durch sie zwar dokumentiert wurde, als Faktum jedoch in der Vergangenheit lag. Doch blieb es nicht bei dieser medialen Veränderung. Vielmehr geriet die Urgemeinde, wie eingangs vermerkt, zunehmend unter den Druck innerer und äußerer Kritik, deren sie sich durch eine apologetische Umstrukturierung ihrer Botschaft zu erwehren suchte. Wie Reginald H. Fuller nachwies, kann dieser Umgestaltungsprozeß noch besonders deutlich an der Perikope von der Heilung des Gelähmten (Mk 2,1 – 12) abgelesen werden, die zudem, wie dem christologischen Mosaikzyklus von Sant Apollinare Nuovo in Ravenna zu entnehmen ist, in der Verkündigung der alten Kirche eine Vorzugsposition eingenommen zu haben scheint. Verglichen mit den ursprünglichen Heilungsgeschichten wirkt schon die Einblendung des zu einem ausgesprochenen Disput geschärften Glaubensgesprächs als sekundär, zumal es sich nur unvollkommen, wenngleich mit einem dramatischen Spannungseffekt, in den Kontext einfügt. Der Eindruck verstärkt sich noch durch die völlig unmotivierte Anwesenheit von Gegnern, denen Jesus den unausgesprochenen Einwand aus dem Mund nimmt, um ihn mit einem – auf göttliche Autorisierung zurückweisenden – Machterweis zu beantworten: Damit ihr aber erkennt, daß dem Menschensohn auf Erden die Vollmacht zur Sündenvergebung verliehen ist, sprach er zu dem Gelähmten: Steh auf, nimm deine Bahre und geh nach Haus! (Mk 2,10 f).

Jetzt duldet die von den Gegnern beanstandete Praxis der Sündenvergebung keinen Zweifel mehr, nachdem jeder Einwand auf derartig überwältigende Weise zum Schweigen gebracht wurde. Der durch die Umgestaltung erzielte Gewinn ist unverkennbar, nicht weniger aber auch der Preis, um den er zustande kam. Aus der ursprünglichen Wundergeschichte, die in einer den Hörer einbegreifenden Sprache von der rettenden Selbstzuwendung Jesu berichtete, wurde zunächst eine durch das Wunder Jesu bekräftigte Glaubensgeschichte und schließlich ein auf Widerlegung von Einwänden abzielender Bericht. Damit hörte das Wunder aber auch schon auf, ein ereignishaftes und als solches in die Gegenwart hineinwirkendes Geschehen zu sein; denn die neue Zwecksetzung drängte es in die Vergangenheit des Gewesenen ab, weil mit Fakten besser als mit Ereignissen argumentiert werden kann. Unter Hinweis auf das, was einmal geschehen und nunmehr als solches argumentativ ins Feld geführt werden kann, wird der polemische Angriff abgewehrt. Damit gewann die urchristliche Heilsverkündigung zweifellos eine für die Zwecke der Selbstverteidigung wichtige apologetische Spitze, dies jedoch um den Preis

der Dimension, die gerade durch die Wundererzählungen vergegenwärtigt worden war: der Dimension des Heiles.

Wege zur Wiedergewinnung

Die Perikope von der Heilung des Gelähmten wirkt deshalb so paradigmatisch, weil sie, in ihrem Gegensinn gelesen, den Weg zur Wiedergewinnung der verlorenen Dimension bezeichnet. Deutlicher als in vergleichbaren Wundergeschichten sind in der überlieferten Textgestalt die literarischen Spuren des Umschichtungsprozesses zu erkennen. Nachdem die Szene zunächst ganz im Zeichen der auf Jesus gerichteten Heilserwartung steht, von der die Freunde des Gelähmten derart ergriffen sind, daß sie sich mühsam zu ihm über das Dach vorarbeiten, tauchen in der Mitte der Perikope unversehens die zweifelnerischen Schriftgelehrten auf, die durch ihre unausgesprochene Kritik die Reaktion Jesu auslösen und schließlich durch das Wunder zum Schweigen gebracht werden. Aus dem zugesprochenen Heil wird so die beweiskräftige Wundertat, aus dem heilmächtigen Wort das apologetische Argument. Was dabei auf der Strecke bleibt, ist der „Erweis des Geistes und der Kraft“, in dessen Verschwinden *Lessing*, wie eingangs vermerkt, das große Defizit des neuzeitlichen Christentums erblickte. Wenn es dabei nicht bleiben soll, muß der von der Wundergeschichte durchlaufene Weg im Gegensinn beschrritten werden. Das aber heißt konkret, daß die systematisierte Aussage in das apologetische Argument und der durch beide bestimmte Bericht schließlich in die ursprüngliche Zusage „zurückübersetzt“ werden muß. Die Wiedergewinnung der therapeutischen Dimension ist somit an einen Akt der „Rückübersetzung“ gebunden. Dabei ist auch schon klar, daß dieser Akt nicht mit der exegetischen Methode gleichen Namens verwechselt werden darf. Ziel dieser Rückübersetzung ist somit nicht der aramäische Wortlaut der Sprache Jesu und seiner Apostel, sondern das volle Sprachvolumen der Mündlichkeit. Es geht somit, anders gewendet, um die Wiedergewinnung jener Sprachqualitäten, die schon bei der Verschriftung der lebendigen Botschaft „ausgefiltert“ wurden, bei denen in erster Linie an die sprachliche Empirie- und Evidenzvermittlung zu denken ist. Ein erster Schritt auf diesem – zweifellos recht schwierigen – Weg ist schon dann getan, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Wundergeschichten nicht in erbaulicher Absicht, sondern mit der Tendenz gepredigt wurden, das in ihnen ausgesagte Heil im kerygmatischen Wort so aufleben zu lassen, daß es den heils- und heilungsbedürftigen Adressaten unmittelbar zugute kam. Schon damit ist eine fundamentale Erkenntnis gewonnen. Denn nun wird klar, daß von „Heil“ in den vom Evangelium gemeinten Sinn nur präsentisch gesprochen werden kann. Heil ist keine Kategorie der Historie, sondern der allzeit währenden Aktualität. Und selbst dort, wo von „gesche-

nenen“ Heilserweisen die Rede ist, stehen diese im Kontext der „geschehenden“ Geschichte, die den Hörer der Botschaft mit umgreift.

Der entscheidende Schritt auf dem eingeschlagenen Weg besteht jedoch in der Ausleuchtung des anthropologischen Rückbezugs. Worin besteht denn eigentlich die Heilsbedürftigkeit, auf die sich der Selbsterweis des Heilbringers bezieht? Spiegelbildlich zur doktrinalen Fixierung des Heilsbegriffs engte sich das Verständnis davon, wie bereits angedeutet, immer mehr auf den Komplex „Sünde“ ein. Indessen wurde auch schon klar, daß sich die Heilzusage Jesu keineswegs auf den damit bezeichneten Teilbereich menschlicher Heillosigkeit beschränkt. Zwar hat er bei seinem Heilswirken durchaus die Sündennot der Menschheit – und sie in ihrer ganzen Furchtbarkeit – vor Augen; doch tritt sie ihm nicht weniger drastisch in anderen Erscheinungsformen entgegen. Wenn man mit *Kierkegaard* die „Große Einladung“ als Schlüsselwort begreift, sieht man sich sogar zu dem Eingeständnis genötigt, daß es primär nicht die „Sünder“ – im spezifischen Sinn des Ausdrucks sind, denen er seine rettende Hilfe zuwendet, sondern die in menschliche Bedrängnis Geratenen, die von ihrer Lebenslast Erdrückten und damit jene, die in seiner Sprache die Menschen des „gebrochenen Herzens“ heißen. So scheint ihn auch der Matthäus-Evangelist verstanden zu haben, wenn er das Bildwort vom „gebrochenen Rohr“ und „glimmenden Docht“ aufgreift, um das Profil der von Jesus vorzugsweise angesprochenen Menschen zu verdeutlichen.

Doch was ist damit für die aktualisierende Rückübersetzung der Botschaft erreicht? Nichts geringeres als die mit der Rückübersetzung erstrebte Aktualität! Denn die vom Neuen Testament zur menschlichen Heilsbedürftigkeit gerechneten Notstände erscheinen spontan in einem geradezu verblüffenden Gegenwartsbezug. Während ein fortschreitender Schwund des Sündenbewußtseins vielfach den Eindruck erweckt, als müsse mit einem bedrohlichen Verfall der Moralität gerechnet werden, wirkt der angeblich durch diesen Vorgang entschuldigte Mensch keineswegs, wie doch zu erwarten wäre, befreit und unbeschwert. Vielmehr läßt seine depressive Grundstimmung darauf schließen, daß sich sein sittliches Bewußtsein nicht verflachte, sondern lediglich veränderte. Nicht von einer Abstumpfung, sondern von einer Schwerpunktverlagerung muß im Blick auf seine moralische Verfassung gesprochen werden. Stand der „Sünder“ vor dem Eindruck, dem göttlichen Willen nicht entsprochen zu haben, so hat der heutige Mensch eher das Gefühl, seiner Lebensaufgabe nicht mehr gewachsen zu sein. Ging es also bisher vorwiegend um den Konflikt mit dem göttlichen Gesetzgeber, so heute eher um eine Schwierigkeit mit Gott als Schöpfer. Es ist das Problem Hiobs, der den Tag seiner Geburt verflucht, an dem der heutige Mensch insgeheim laboriert. Ein Riß geht durch ihn hindurch, der ihn von sich selbst, genauer gesprochen, vom Faktum seines Daseins trennt. Das Leben ist für ihn durchaus nicht mehr „der Güter höchstes“, sondern eher eine drückende Last, wenn nicht gar eine unerträgliche Hypothek. Was ihn beschwert, ist somit nicht so sehr das Gefühl seines sittlichen Versagens als vielmehr das der „Unfähigkeit zu sich selbst“.

Der Akt der von *Guardini* geforderten „Annahme seiner selbst“ will ihm nicht oder doch nur bedingt gelingen. So spiegelt sich seine Heilsnot unmittelbar in den Bildern vom geknickten Rohr und dem glimmenden Docht, die deutlicher als jede Analyse das Selbstzerwürfnis zum Ausdruck bringen, unter dem er leidet.

Das heißt dann aber zugleich, daß sich der von der Last seines Daseins laborierende Mensch spontan von der Einladung Jesu an die Bedrückten und Bedrängten angesprochen fühlt. Und wenn er die Zusicherung vernimmt „Ich will euch Ruhe geben“ (Mt 11,28), ist ihm auch bereits klar, wie ihm geholfen werden kann. Denn er versteht diese Zusage nicht als Beschwichtigung, sondern als Hinweis auf jene Stabilisierung, zu der er aus eigener Kraft nicht mehr fähig ist. Damit begreift er den an ihn gerichteten Appell aber auch schon als die Selbstzusage dessen, der ihm zur inneren Festigkeit verhelfen will. Der zu ihm spricht, ist keiner aus der Reihe jener Wohltäter, die lediglich Erkenntnisse vermitteln und Wege aufzeigen, nicht jedoch dazu verhelfen können, daß diese Wege auch beschritten und diese Erkenntnisse gewonnen werden. Er ist vielmehr derjenige, der sich in seiner Hilfe selber gibt und der darum mit seinem Zuspruch nichts verlangt, was er nicht durch sich auch ermöglicht.

Damit ist dann aber auch schon geklärt, in welcher Weise hier vom Heil die Rede ist. Weder in doktrinal-abstrakter noch in apologetisch-argumentativer Form, sondern ereignishaft, so daß das geschieht, wovon die Rede ist. Und das nicht etwa aufgrund einer obskuren Sprachmagie, sondern ganz einfach dadurch, daß sich das Wort für den offenhält, in dessen Namen es gesprochen ist. Denn es ist seinem ganzen Wesen nach „Anrufung“, die nicht aus ihrer eigenen Kompetenz, sondern aus dem Vertrauen auf den lebt, der angerufen sein will, um in seiner Heilsmacht gegenwärtig zu werden. So aber entspricht es dem Gang der Rückübersetzung, die ihr Ziel mit der Ankunft bei dem erreicht, der damals wie heute versichert: „Dein Glaube hat dich gerettet!“ (Lk 17,19).

Die Anwendung

Zweifellos wäre mit einem solchen Reden der Grundstein zu einer therapeutischen Theologie gelegt. Von ihrem Aufbau und Aussehen vermittelt der Grundstein jedoch noch keinen Eindruck. Nur soviel steht fest, daß im Vergleich zur Systemtheologie die Rückbindung an den Menschen enger und daß sie dadurch für diesen „bewohnbar“ wäre. Vordringlicher als die Frage nach ihrer Ausgestaltung ist im vorliegenden Zusammenhang aber die nach ihrer Funktion und ihrem Wert. Und das ist fast gleichbedeutend mit der Frage nach ihrem Verhältnis zur wissenschaftlichen Medizin. Denn von der Wiedergewinnung der therapeutischen Dimension ist auch diese betroffen. Das leuchtet jedoch erst ein, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie auf ihrem Weg durch die Geschichte einen ähnlichen Entwicklungsgang wie die Theologie durch-

lief. Wie die – vor allem von *Hans Schaefer* geförderten – Bemühungen um die Konstituierung einer „Sozialmedizin“ erkennen lassen, verlor auch sie das Wissen um die gesellschaftliche Verursachung der Krankheit und damit den Sozialkontext; und von einer Wiederentdeckung der therapeutischen Funktion von Literatur und Kunst kann allenfalls in Ansätzen die Rede sein. Schwerer aber schlägt die Tatsache zu Buch, daß auch die Medizin im Zug der Ausgestaltung ihrer diagnostischen und therapeutischen Verfahren zunehmend szientifisches Gepräge annahm. Das brachte auch sie, so merkwürdig dies klingt, in ein ausgesprochenes Spannungsverhältnis zu dem von ihr „behandelten“ Menschen, den sie zum „Fall“ vergegenständlichen und dadurch einem „strukturellen Leiden“ unterwerfen mußte, um ihre Verfahrenstechniken mit Aussicht auf optimale Wirkung auf ihn ansetzen zu können. So stand im Endeffekt eine wissenschaftlich abstrakt gewordene Theologie einer gleichsinnig strukturierten Medizin gegenüber; zwischen beiden aber klaffte eine Lücke, die um so weniger unbeachtet bleiben durfte, als sich in ihr das Schicksal des leidenden Menschen entschied. Zwar gab ihm die Theologie lehrhafte Auskünfte über sein Heil, während die Medizin ihm mit ihren – im Fall der Transplantationstechniken bis an die Grenze des Utopischen vorangetriebenen – Verfahren zu Hilfe kam. In der Frage nach dem Sinn seiner Krankheit und der Möglichkeit ihrer inneren Akzeptanz aber sah er sich von beiden Instanzen alleingelassen, und dies nicht selten mit dem tragischen Effekt, daß er gerade aufgrund dieses Unvermögens erneut in die Krankheit zurückfiel. Kein Wunder, daß Heilverfahren unwissenschaftlicher, pseudoreligiöser und obskurer Provenienz zunehmend an Boden gewinnen und ihren Anspruch auf öffentliche Anerkennung geltend machen. Gegen sie wird – bei aller noch so berechtigten Kritik – solange nichts auszurichten sein, als die Lücke zwischen Medizin und Theologie offenbleibt. Denn in dieser Lücke besteht ihr, wenngleich durchaus zweifelhaftes Recht!

Im Versuch, diese Lücke zu schließen, besteht nun aber gleichzeitig die vordringlichste Anwendung der therapeutischen Theologie. Damit ist zunächst abgrenzend gesagt, daß es keinesfalls darum zu tun ist, einen Grenzstreit zwischen Theologie und Medizin vom Zaun zu brechen, um etwas von deren Kompetenzen zurückzugewinnen oder auch nur Einfluß auf ihre Behandlungsmethoden zu nehmen. Zwar gehörte – um nur dieses eine Beispiel anzuführen – die Behandlung von geistig Behinderten in altchristlicher Zeit in die Zuständigkeit der Kirche, die dafür sogar eine eigene Weihestufe mit dem Amt des Exorzisten schuf. Mit dem Aufkommen der wissenschaftlichen Psychiatrie ging diese Aufgabe jedoch organisch – und unwiderruflich – in die Zuständigkeit der Medizin über. Und die damit angedeutete „Kompetenzverteilung“ ist ihrer ganzen Natur nach irreversibel. Wohl aber hat die therapeutische Theologie dem vor die Frage nach dem Sinn seines Leidens gestellten Patienten gegenüber eine große und indispensable Aufgabe. Im Hinblick auf den „verwundeten Arzt“, der gerade durch sein Leiden das Heil der Welt bewirkte, wird sie dem Kranken zu einer positiven Bewertung seines